
Hoffen, dass der Kelch an einem vorübergeht

Beobachtungen zum emotionalen Hintergrund der Interviews

Thomas Druyen

Die Thematik und Problematik des demografischen Wandels ist seit Jahrzehnten wissenschaftlich klar erfasst und hinreichend beschrieben. Es gibt eine überbordende Fülle qualitativ hochstehender Publikationen, die präzise dazu beitragen, sich ein klares Bild dieses Phänomens zu machen. Soweit die Theorie. Die Realität sieht anders aus. Betrachtet man beispielsweise die Rede des Bundespräsidenten Joachim Gauck anlässlich der Ausstellungseröffnung „Dialog mit der Zeit“ am 31. März 2015 in Berlin, wird eine enorme Differenz zwischen wissenschaftlichem Status Quo und hochoffizieller Lesart deutlich. Die Inhalte dieser Verlautbarung waren den thematisch Eingeweihten längst bekannt, eine neue und notwendige Altersvision kam gar nicht zur Sprache. Dass diese Rede dennoch positiv aufgenommen wurde und möglicherweise durchaus zielführende Dynamik hat, liegt einerseits sicher an der Brillanz der Ausstellungsidee und Umsetzung, andererseits aber auch an der eher traurigen Tatsache, dass der demografische Wandel in unserer Öffentlichkeit und in der medialen Verarbeitung noch immer nicht in seiner historischen Dimension verstanden worden ist. Sowohl die erkenntnispointierte Analyse von Stephan Duttonhoefer als auch die sich nah am Originaltext der Interviews bewegende Interpretation von Daniel Brenner dokumentieren die genannte Ungleichgewichtigkeit.

Dieses Vakuum zwischen Erkenntnisreichtum (der Experten) und Rezeptionsarmut (in Bildung, Politik, Medien und Bevölkerung) bildete den Ausgangspunkt der vorliegenden Studie. Auch wenn es offensichtlich war, dass die Durchdringung der Öffentlichkeit mit den reichlich vorhandenen demografischen Fakten nur peripheren Erfolg aufweist, blieb eine tiefere Hinterfragung spannend. Was heißt eigentlich Öffentlichkeit, vor allem mit Blick auf die unterschiedlichen Generationen? Wie die Milieus zwischen Unterschicht und Superreichtum aufgrund finanz-quantitativer Unterschiede immer weiter auseinanderdriften, so potenziert sich auch die Entfernung zwischen den Generationen aufgrund digitaler und lebenszyklischer Quantensprünge. Die Frage, wie der demografische Wandel bei den unterschiedlichen Generationen angekommen ist und wie er im Dialog bewertet wird, stand im Zentrum des Forschungsinteresses. In diesem Sinn haben wir uns auf die Suche nach dem Alters- und Generationenvermögen gemacht.

Nachdem die Interviews der Studie in Bezug auf ihre kognitiven Ergebnisse unter die Lupe genommen worden sind, erscheint mir ein bisher ausgesparter Aspekt noch Relevanz zu besitzen. In unserer vermögenswissenschaftlichen Arbeit ist zu beobachten, dass in

gewisser Weise ein Ende der Rationalität erreicht zu sein scheint. Zahlen, Statistiken und Prognosen verlieren immer mehr an Glaubwürdigkeit. Unsere Interviewpartner gehen heute mehrheitlich davon aus, dass jede Studienbehauptung bewiesen und zur Rechtfertigung ein Nobelpreisträger „aus dem Hut gezaubert“ werden kann. Dies bedeutet, dass wir, sowohl beim Thema Vermögen als auch beim Thema des demografischen Wandels, emotionale und intuitive Faktoren nicht außer Acht lassen dürfen, so problematisch es auch sein mag, hier verlässliches Material zu generieren.

Der Nachweis einer rationalen Begründung allein ist kein Überzeugungskriterium mehr. Dieser Umstand bleibt bei der gesellschaftlichen Rezeption von wissenschaftlichen Erkenntnissen, unternehmerischen Praktiken und politischen Zielen natürlich nicht ohne Folgen. Die Selbstgewissheit einer vermeintlich kohärenten Darstellung trifft auf emotionale Skepsis und verfehlt somit ihr Ziel: Verständigung zu erzeugen. Die Folgen sind auf Seiten des Senders Unverständnis, Verärgerung und Abgehobenheit und auf Seiten des Empfängers Distanz, Apathie und Orientierungslosigkeit. Da stellt sich die Frage, wie überhaupt noch eine gelingende Kommunikation erreicht werden kann.

Die gesamte, jahrzehntelange Debatte um den demografischen Wandel scheint mir ein Paradebeispiel für das Scheitern dieses Kommunikationsprozesses zu sein. Allein das Unterfangen einer Rente mit 63 Jahren beweist, dass die demografische Aufklärung auf taube Ohren gestoßen ist. Der um fast vierzig Jahre verlängerte Lebenszyklus befindet sich nicht im Blickfeld. Es ist offensichtlich, dass die gesamte Altersthematik je nach Stand- und Ausgangspunkt von unterschiedlichen Seiten betrachtet werden kann. Insofern gibt es auch einen Kampf um Deutungshoheit. Aus finanzpolitischer Sicht handelt es sich um ein drohendes Desaster: Immer weniger Einzahler stoßen auf immer mehr Rentenempfänger. Aus psychogerontologischer Sicht wird die jahrzehntelange Lebensverlängerung zu Recht als eine wunderbare, evolutive Sensation beschworen. Aus parteipolitischer Sicht hat man es mit einer verhängnisvollen Abhängigkeit von älteren Wählerschichten zu tun, die noch Jahrzehnte dominant und mehrheitsrelevant sein werden. Aus gewerkschaftlicher Sicht stellt man sich schützend vor die Arbeitnehmer, um eine extrem verlängerte Beschäftigung zu verhindern, auch wenn diese letztlich der einzige Ausweg bleibt. Aus unternehmerischer Sicht tänzelt man scheinheilig um die Älteren herum, ahnend, dass man sie brauchen wird, ohne sie zu wollen. Aus gesundheitspolitischer Sicht wird es noch paradoxer: Einerseits trägt die Medizin entscheidend zur Lebensverlängerung bei, andererseits wird sie immer unbezahlbarer. Aus jugendlicher Sicht freut man sich über die lange Lebensstrecke, ohne im Geringsten eine Spanne von hundert Jahren antizipieren zu können. Und aus intergenerativer Sicht spürt man, dass sich die Generationen zunehmend technologisch und erfahrungsbasiert in ganz eigenen Welten bewegen, die immer weniger Kompatibilität aufweisen, obwohl der familiäre Altruismus weiterhin funktioniert. Vor diesem Hintergrund ist es kein Wunder, dass Aussagen über die demografische Entwicklung in jede Richtung verlaufen können, je nachdem aus welcher Perspektive betrachtet wird.

Diese Vieldeutigkeit schafft einen riesigen Interpretationsraum, in dem man vergeblich nach Wahrheit sucht, weil es in erster Linie um die Wahrnehmung unterschiedlicher Interessen geht. Selbst Fakten und rationale Erläuterungen werden je nach eigenem Ansatzpunkt

kanalisiert und spezifisch gedeutet. Auf diesem Humus sprießt die Orientierungslosigkeit der Bürger und Betroffenen, die sich nicht nachhaltig und aufwendig mit der Thematik beschäftigen können oder wollen. Denn auf den ersten Blick ist es oft nicht möglich, die Quellenabhängigkeit bei Recherchen und Nachfragen zu entlarven. So kommt es dazu, dass eine historisch einmalige und epochale Zäsur wie der demografische Wandel weder umfänglich verstanden noch adäquat kommuniziert wird. In diesem babylonischen Sprachgewirr der Meinungen fällt es schwer, verlässliches Wissen zu finden. Peter Burke hat davon gesprochen, dass wir Informationsgiganten geworden sind – und zugleich Wissenszwerge. Ganz zwangsläufig bewegt sich das faktische individuelle Altern am Geländer des Situativen und Emotionalen. Im wahrsten Sinne des Wortes wird hier jede und jeder zu ihres oder seines Glückes Schmied.

Zwischen demografischem Expertenwissen und durchschnittlicher Informiertheit liegen Welten. Die vorhandenen Kenntnisse sind in den meisten Fällen entstanden durch aufgesehene Schnipsel aus Schule, Medien, Arbeit und persönlichem Umfeld sowie den daraus gebildeten Gedankensplittern. Die Interviews dieser Studie dokumentieren diese inneren Meinungsartefakte. Zugleich ist es extrem schwierig, diese Bricolage wissenschaftlich zu erfassen und zu kommentieren, ohne sinnstiftend einzuwirken und die charakteristischen Brüche und Widersprüche aufzuheben. Inwieweit die artikulierte Meinung der Interviewten mehr rationalen oder emotionalen Impulsen folgt, bleibt vorerst eine Vermutung. Natürlich beeinflussen schon die Fragen, die geschulten Interviewer und die professionelle Studioatmosphäre die Angesprochenen. Eine spielerische und gelöste Leichtigkeit ist unter diesen Umständen schwer herzustellen.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich bei einigen der Interviews bemüht, Gedanken und Aussagen zu erfassen, die jenseits der offiziellen Textur lagen. Diese Worte und Gedanken, die sozusagen nebenbei und in flagranti gesprochen wurden, habe ich handschriftlich notiert. Die Gespräche wurden in den Räumen der Marktforschungsagentur Pysma durchgeführt, die im Rahmen unseres Fragenkompendiums die interdialogische Befragung führte. In diesem Szenario saß ich hinter einer Scheibe und war für die – darüber informierten – Interviewten nicht sichtbar. Ohne jegliche Einwirkung konnte ich mich so auch auf Gesten, Mimik und Stimmung konzentrieren und ein anderes Kommunikationsbild gewinnen als die am Interview unmittelbar Beteiligten. Mir ist klar, dass meine Impressionen keine wissenschaftliche Beweiskraft haben. Sie sollen lediglich eine weitere Facette emotionaler Verlautbarungen beleuchten, die bei der Thematik des demografischen Wandels allerdings eine einflussreiche Rolle spielen.

In diesen von mir festgehaltenen Expressionen der Interviewpartner treten viele unterschiedliche Ansichten und Einschätzungen zu Tage, die zu den Ergebnissen der Studie in Beziehung gesetzt werden können. In einem Anhang am Anschluss an diesen Text finden Sie eine Auflistung dieser unverfälschten Mitschriften, um sich ein eigenes Bild zu machen. Es ist für mich faszinierend, wie in diesen unterschwelligsten Aussagen das emotionale Bewusstsein der Befragten den demografischen Wandel vielschichtig erfasst, während in den Gesprächen und auch in der Auswertung deutlich wird, dass dies faktisch und rational nicht der Fall ist. Auch wenn dies die Schwelle des wissenschaftlichen

Anspruchs zu unterlaufen scheint, bin ich doch aus Erfahrung überzeugt, dass Intuition, gesunder Menschenverstand und die vermeintlichen Bauchgefühle investigatives und wirklichkeitsnahes Potential besitzen.¹

Betrachte ich die Mitschriften der informellen Gedanken und Zitatsplitter der Interviewpartner an einer Pinnwand auf einen Blick, wäre es nicht schwierig, daraus eine informative, anregende, spannende und zukunftsfähige Publikation zu machen. Die Problemlagen des demografischen Wandels sind benannt, die Differenzierungen zwischen den Generationen kommen zum Ausdruck, präventive Ideen und Gedanken werden formuliert und es ist klar, dass man die Zukunft generell und die des Alters im Besonderen frühzeitig gestalten muss. Insofern fällt es den Repräsentanten von drei Generationen gemeinsam nicht schwer, ein adäquates Bild der demografischen Entwicklung zu zeichnen. Wohlgermerkt als Summe aller Äußerungen und nicht als eine Sammlung kohärenter Einzelbetrachtungen. Dieses unorganisierte und nicht vernetzte Wissen aller Beteiligten dokumentiert das Phänomen der Schwarmintelligenz.

Betrachtet man aber einzelne Generationen, Familien und Personen, verwandelt sich das Wissen immer mehr in Fragmente, Subjektivität, Erlebnisse, Erfahrungen und insgesamt in einen emotionalen und paradoxen Fatalismus. Auf der einen Seite steht der Wunsch, „die heile Welt“ zu verteidigen, nach einer „Rückkehr zur Normalität“ und die Zuversicht, „dass alles gut werden wird“. Auf der anderen Seite finden sich tiefgreifende Befürchtungen: „Ohne Geld ist Alter grauhaft“, „die Zeiten werden schlechter“ und die Erwartung, dass die Pflegbedürftigkeit eine „Katastrophe“ wird. Ein Bewusstsein für die hier zum Ausdruck kommende Spannbreite des Alterns und deren Abhängigkeit von ganz unterschiedlichen Lebensvoraussetzungen und Lebensschicksalen schien in allen Gesprächen mehr oder minder bewusst vorhanden zu sein: „Alter ist auch ein Ereignis der Biografie, extrem individuell.“ Diese Prägungen sind je nach Lebenszeit und Generationszugehörigkeit unterschiedlich gediehen. Im Älterwerden verdichtet sich eine zunehmende Lebenserfahrungsdistanz und bei den Jüngeren gibt es sogar einen Erfahrungsskeptizismus. Dennoch besteht gleichzeitig eine hohe familiäre Affinität in allen Generationen: „Die Familie hat eine extrem hohe Bedeutung, es ist die Mitte des Seins.“

Diese paradoxe Generationenkonstellation äußert sich in den Statements der verschiedenen Generationenrepräsentanten. Schauen wir zunächst auf Äußerungen der Jüngsten, der Enkelgeneration. Aus der Vielzahl der Statements kann ich nur exzerpieren, womit ich leider auch Einfluss nehme. Dennoch zeichnen sechs Aussagen ein klares Bild des Einstellungsszenarios: „Habe null Kontakt zu Älteren außerhalb der Familie“; „Materiell wird es im Alter knapp. Man muss rechnen. Verzicht wird wahrscheinlich“; „Mit Geld funktioniert alles, Paket sorglos“; „Oma ist der Auswuchs des Alters, meint, wenn man dem Ende näher kommt“; „Über Alter und Tod zu sprechen, ist unangenehm. Klagen sind Scheiße“; „Vorsorge ist klar, aber wie?“ Kurz und schmerzvoll dokumentieren diese Aussagen der jungen Erwachsenen ihre gegenwärtige Alters- und Realitätsperspektive. Die Rentenzeit ist für sie nicht vorstellbar, es geht um Beruf und Freizeit. Zugleich sehen sie glasklar, dass die unvorhersehbare Zukunft und ihre Gefahren nur mit finanziellen Mitteln abgedeckt werden können. Sie ahnen, dass es auch andere als die eingefahrenen Wege der Vorsorge

geben kann, sind diesbezüglich aber ratlos. Die geliebte Oma repräsentiert und verkörpert die Altersanschaulichkeit. Die Altersspanne der interviewten Großmütter erstreckte sich über einen Zeitraum von mindestens fünfundzwanzig Jahren. Also stehen beide Omas, ob sechzig oder achtzig Jahre, im Bewusstsein der Jüngeren für „das Alter“. Selbst die konventionelle Alters- und Todestabuisierung wird geschluckt, um sich mit diesen unangenehmen Seiten der Existenz nicht beschäftigen zu müssen. Die Akzeptanz, dass es sinnlos sei, sich zu beschweren, führt zum Verzicht auf Aktivität.

Die sich hier zeigenden Positionierungs- und Verdrängungsmechanismen sind nachvollziehbar. Sie sind aus psychologischer Sicht geradezu notwendig, um die verfügbare Kraft und Energie auf die lebensstrukturierenden Säulen von Beruf und Freizeit zu fokussieren. Entscheidend für unseren thematischen Ansatz ist jedoch, dass der emotionale und intuitive Zugriff auf eine komplexe Wirklichkeit besser funktioniert als die faktischen und rationalen Beurteilungen, die mehr Fragen aufwerfen als Probleme lösen. Diese überall und immer wieder zu beobachtende Inanspruchnahme ersetzt den Homo oeconomicus schon längst in der Realität durch den Homo emotionalis.

Gehen wir nun zu der in unserer Studie mittleren Generation, die sowohl Kinder haben als auch Kinder sind. Ein nachhaltiger Eindruck dieser Generation lag in ihrem nonverbalen Auftreten. In Richtung ihrer Kinder und ihrer Eltern agierten sie freundschaftlich und kollegial, bewusst oder unbewusst nicht autoritär. Obwohl natürlich allen Anwesenden klar war oder wurde, dass es sich um die materiellen Zukunftsvertreter handelt, sowohl als Altersunterstützer als auch als Ausbildungsförderer. Diese prometheische Position, einerseits an den Felsen der Verantwortung von zwei Generationen gekettet zu sein und materielle Grundfunktionen erfüllen zu müssen – und sich andererseits auch eine Zeit der Selbstgestaltung und Selbstbeschäftigung zu wünschen, führt immer wieder zu paradoxen Verdrängungsnotwendigkeiten. Im Abschnitt „Innere Haltungen“ im Anhang findet man diesbezüglich einige Aussagen wie: *„Probleme erst lösen, wenn sie eintreten“*; *„Wenn der Mensch nicht weiter weiß, geht er darüber hinweg, damit es weiter läuft“* oder *„Was einen nicht unmittelbar betrifft, ist nicht so dringend“*. Bei allen gesammelten Äußerungen oblagen dieser Generation überwiegend regieführende Redebeiträge. Diese scheinbar selbstverständliche Dominanz ist das Ergebnis der handlungsleitenden Funktion dieser Generation und der unausgesprochenen, noch gültigen Übereinkunft, dass die tätigen Erwachsenen in den mittleren Altersschichten eine lebenstragende Rolle besitzen. Sie sind die Brückenbauer zwischen Geburt und Tod und besitzen somit auch eine multigenerative Verantwortung.

Diese Doppel- oder Mehrfachbelastung zeigt sich auch in jenen Aussagen (Abschnitt „Alter: Generation 2“ im Anhang), die tief aus dem Bauch heraus zu kommen scheinen und zwischen den Zeilen Klartext bringen: *„Dreißig Jahre länger leben ist gut, wenn finanziell abgesichert und gesund, sonst nicht.“* Zwei Frauen Mitte Vierzig sagen: *„Wir wollen nicht so sein wie die Alten heute, die Jungen wollen das schon gar nicht“*; *„Das ist eine befreite Lebensphase. Man muss sich nicht mehr selbst inszenieren, hat mehr Selbstbewusstsein und ist endlich fähig zur Selbstkritik“*. Zwei weitere Kommentare möchte ich anfügen: *„Man möchte früher in Rente gehen, kann aber nicht darüber sprechen, wirkt peinlich“*; *„Wer nicht mithält, fliegt raus“*.

Auch bei dieser Generation wird mit einigen unterschwellig ausgesprochenen Gedankenstrichen ein klares Bild gezeichnet, wie und was man fühlt. Und diese Gefühlscollage ist näher an der Wirklichkeit als die offiziellen Antwortversionen. Es geht einerseits um den Wunsch, sich von den Verantwortungsketten zu befreien, andererseits um eine gute Aussicht auf eine neue und souveräne Lebensgestaltung. Allen ist klar, dass die Realität gnadenlos ist, und der Traum vom selbständigen Ruhestand nur funktioniert, wenn man auf umfassende Absicherung zugreifen kann. Die Gefahr des Absturzes wird klar gesehen und auch die gesellschaftliche Pflicht zur Scheinheiligkeit, die verhindert, den Wunsch, drei oder vier Jahrzehnte nicht zu arbeiten, offen auszusprechen. Diese generationsbedingte Verdrängung ist viel eher eine synergetische Kraftfokussierung als ein Spiel mit Illusionen. Man ist sich mehrheitlich bewusst, funktionieren zu müssen. Die Verantwortung, die man trägt, ist nicht übertragbar, und insofern gibt es eine hohe lebenspraktische Konzentration, die Störendes ausblendet.

In der Generation der alten Eltern und Großeltern macht sich die Verdrängung nicht als Ausblendung, sondern als Überblendung bemerkbar. Ich möchte an dieser Stelle anmerken, dass unter dem Begriff der Verdrängung im Zusammenhang dieses Kapitels keine psychotherapeutische Problemlage verstanden wird, sondern ein emotionales Überdruckventil, das jede erschwerende Lebensgleichgewichtsstörung intuitiv und selbstschützend durch Ignoranz austarieren möchte. In diesem Sinne bedeutet Überblendung, sich, wie bei einem halbleeren oder halbvollen Glas, für eine Seite zu entscheiden. Von dieser Option machen die Großeltern überdurchschnittlich Gebrauch: „*Gut versorgt, wird die gesunde Alterszeit als schön erlebt*“; „*Heutige Altersgenerationen haben nie viele Sorgen gehabt*“; „*Mir geht's gut. Hab nie über Alter nachgedacht. Toi.Toi.Toi. Hoffe, dass der Kelch an mir vorübergeht*“ (Abschnitt „Alter: Generation I“ im Anhang). Das Bemühen und die Fähigkeit, dem Altern und Alter positive Betrachtungsweisen abzurufen und diese zu verinnerlichen, sind sehr deutlich und glaubhaft. Der emotionale Pfad ist vom Bemühen beleuchtet, die Mühsal des Lebens hinter sich zu lassen. Es geht um: „*Relative Unbeschwertheit, wenn alles geregelt ist, kein Druck*“; oder: „*Man hat viel vor, aber setzt es nicht um, auch aus Faulheit*“. Die Offenheit ist sympathisch. Auch wenn damit durchaus belastende Erwartungen an die Kinder und die Subsidiarität verbunden sind. In weiteren Aussagen zeigte sich auch für diese älteste Generation, dass „*Veränderungen Bedrohlichkeit erzeugen*“. So ist es nicht verwunderlich, dass sich auch hier das Maß des Nichtauseinandersetzens oft im roten Bereich befand.

Lasse ich die Gespräche und Aussagen Revue passieren, drängt sich das Bild eines Vergrößerungsglases auf, das gemäß der Generationszugehörigkeit jenen spezifischen Teilaspekt der Wirklichkeit fokussiert, der für die generationsbedingten Belange von Wichtigkeit ist. Die Tiefenschärfe ist nicht nur abhängig vom Lebensalter, sondern von einer Vielzahl weiterer Faktoren charakterlicher, familiärer, neuronaler, kultureller, wissenschaftlicher und milieubedingter Art. Der biografische Fokus jedoch ist ganz eng mit der Position auf der Lebenstreppe verbunden. Am Ende der Stufenfolge steht der Tod mit all seinen spirituellen, Heil und Ewigkeit erhoffenden Implikationen. Je höher man die Leiter erklommen hat, desto näher reicht man an die Zukunft heran, jene nebulöse Sphäre des Unvorhersehbaren. Und je jünger man ist, desto weiter ist man im Prinzip von

dieser Zukunft entfernt. Gerade die Alten also, die viel Zukunft vor sich haben, befinden sich am Ende des Spektrums und schauen ins Nichts. Was dieses Nichts ist und ob man dafür nicht doch eine kluge Durchdringungsarchitektur finden kann, ist eine wichtige, aber hier nicht zu klärende Frage. Natürlich gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Zukunftsmythen und -vorstellungen. Insofern sollte das hier verwandte Bild vorerst arbeits-hypothetisch begriffen werden. Entgegen der landläufigen Einschätzung, stehen ältere Menschen gemäß der genannten Logik näher an der Zukunft oder reichen sogar schon an sie heran. Jeder Frau und jeder Mann hat somit eine spezifische Zukunftsstrecke, die bislang als Lebenslängenvermutung unendlichen Raum für alle Formen der Spekulation bot. Je kürzer die Strecke, desto geringer die prospektive Potenz. Dies ist die verbreitete Annahme und lebenspraktische Erfahrung inklusive beeindruckender Ausnahmen wie Helmut Schmidt, Karl Lagerfeld oder Sophia Loren. Insofern ist es an der Zeit, sich des holländischen Vorbildes, dem Meer Land abzurufen, zu erinnern und endlich auch die Zukunft in Besitz zu nehmen und sie intelligent zu gestalten.

Alle in dieser Studie befragten Generationen – unter Berücksichtigung ihres jeweiligen Betrachtungswinkels – kapitulieren bewusst oder unbewusst vor der undurchdringlichen Zukunft und suchen hände- und gedankenringend nach Beispielen und Erläuterungen für Planung, Prävention, Vorsorge und Zukunftsmanagement (siehe entsprechende Abschnitte im Anhang). Werden diese Fragestellungen im alltäglichen Leben auch aus vielerlei Gründen verdrängt, verschoben und versteckt, so treten sie bei den emotionalen Äußerungen überproportional in den Vordergrund. Bei diesen Themenfeldern offenbarten die Interviewten ein auffällig erhöhtes Erläuterungsbedürfnis: „*Wie kann man die Zukunft absichern? Was bedeutet es, sorglos zu sein?*“; „*Was tut man, ohne viel Geld?*“; „*Wie kann man Zukunft planen?*“; „*Wie viele Jahre kann man vorausdenken?*“

In Bezug auf diese emotionalen Auseinandersetzungen mit Zukunftsthemen unterschieden sich die Generationen beträchtlich und das Auseinanderdriften scheint sich durch virtuelle und digitale Fertigkeiten zu beschleunigen. Die Einstellung der Großeltern lässt sich durch eine Beobachtung aus der Mitschrift verdeutlichen: Alte erinnern sich gern, erzählen viel von der Vergangenheit, beschreiben die Gegenwart, aber wenig Reflexion im Durchschnitt über die Zukunft. (Abschnitt „Alter: Generation 1“ im Anhang) Es soll keineswegs ignoriert werden, dass sie sich für das weitere Leben und Lernen engagieren, aufgeschlossen sind und nach vorne denken. Aber die Zukunft hat ihre Bedrohlichkeit paradoxerweise angesichts eines näher kommenden Todes verloren und wird auf einen Gegenstand eigener emotionaler Befindlichkeit mit absehbarer Ausdehnung reduziert. Es gibt eine distanzierte Zukunftspositionierung, die sich von dieser Unbekannten weniger aus der Ruhe bringen lässt, obwohl sie vor der Tür steht.

Die Vertreter der mittleren Generation sind indirekt ins Zukunftsgeschehen eingebunden, da sie sich immer auf die Erfordernisse in Familie, Beruf und Umfeld konzentrieren müssen. Ihre Gegenwartverpflichtung und Umsetzung spielt Zukunft über die Bande wie beim Billard, ohne sie immer im Blick zu haben. Für diese Altersklasse bedeutet Zukunft zuweilen einen anzustrebenden Möglichkeitsraum, um nach Beendigung aller Pflichten

und Notwendigkeiten endlich das zu tun, was man immer schon wollte, woraufhin man spart oder sich träumend freut.

Der Jugend ist die Zukunft am weitesten entrückt oder voraus. Neben der artikulierten Ratlosigkeit der jungen Interviewten in Bezug auf dieses Thema haben die Gesprächspartner aller Generationen retrospektiv dieses Gefühl mit ihren eigenen Erfahrungen und Erinnerungen bestätigt. Andererseits tragen gerade die technischen und virtuellen Entwicklungen dazu bei, dass sich diese Zukunftsleere füllt. Allein das Smartphone, das zunehmend eine lebenswichtige Funktion als Alter Ego einnimmt, produziert Zukunftserwartungen und -angebote aus der Welt der Märkte, des Konsums, der Medien und der vermeintlich freundschaftlich gesonnenen sozialen Netzwerke. Die Heavy User des Smartphones haben die Erwartungshaltung, überall und jederzeit etwas Neues geboten zu bekommen. Vor diesem Hintergrund erhält die Zukunft eine technisch grundierte, neue Bedeutung und auch eine Instrumentalisierungsoption für die Zukunft, oder besser für die einzelnen Zukünfte. Ein junger Interviewpartner bringt es auf den Punkt: „*Man ist dabei oder außen vor.*“ (Abschnitt „Technik und Internet“ im Anhang) An dieser Stelle wird auch unsere nächste Studie ansetzen.

Insgesamt dokumentierte die emotionale Betrachtung der Studienkonfiguration eine extreme Differenz zwischen gefühlter und faktischer Wahrnehmung. Überraschend war die Einsicht, dass der emotionale Eindruck der demografischen Zäsur viel weitreichender und folgenbedenkender wirkt als die aus rationalen, medialen oder produktgebundenen Versatzstücken gebildeten Meinungsartefakte. Somit scheint es eine unverzichtbare Aufgabe zu sein, Fakten und Emotionen anschlussfähig zu machen. Zukunft muss in den Vorstellungswelten der Generationen emotional und bildhaft sichtbar werden. Eine Aufgabe, zu deren Erfüllung uns derzeit noch die grundlegenden Kompetenzen fehlen. Deshalb ist die Etablierung einer Zukunftspsychologie dringend notwendig, die sich mit den psychischen Voraussetzungen, Optionen und Auswirkungen der Auseinandersetzung mit Zukunft beschäftigt. Dieser Aufgabenfokus wird noch erweitert durch die digitalen Entwicklungssprünge, deren geistige und seelische Bewältigung noch Neuland darstellt. Die überkommene Einbildung, sich die Zukunft einfach als Verlängerung von Gegenwart und Vergangenheit vorzustellen, hat unmissverständlich ausgedient. Das ist klar – aber schwer zu akzeptieren und umzusetzen, da paradoxerweise dieser Verlängermechanismus gute rationale und emotionale Dienste leistet, indem Werte wie Sicherheit, Berechenbarkeit und auch Kontrolle suggeriert werden. Eines steht jedoch fest: Wenn wir etwas ändern wollen, liegt das Ergebnis in der Zukunft. Und um dort und dann etwas zu erreichen, müssen wir jetzt beginnen.

Anmerkung

1. Eine satisfaktionsfähige Einschätzung und Begründung dazu gibt es von Gerd Gigerenzer: *Bauentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition.* C. Bertelsmann, München 2007.